



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Blick auf die neuere böhmische Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Frau Gräfin hat die Besizung zu einer polnischen Bürger-Resourse leihweise, unentgeltlich hergegeben. Bei wie vielen deutschen Edel Frauen möchten wir wohl gleiche Willigkeit finden?

Endlich hätte ich noch einer Reise unseres Oberpräsidenten von Posen aus durch die Kreise Schroda, Pleschen, Krotoschin, Kröben zu gedenken, bei der namentlich das Seminargebäude in Kozmin, die dasige Gefangnenanstalt und das Zuchthaus zu Rawicz genauer inspiciert wurden. Wir haben ja aber für Werke des Friedens keine Zeit.

Ein Blick auf die neuere böhmische Literatur.

Franz Palacky: Geschichte von Böhmen. Band I—IV.

Heutzutage darf kein bedeutendes literarisches Werk, und wäre sein Gegenstand noch so fremdartig, die Literatur, der es angehört, noch so entlegen, dem Verständnisse unseres Publicums auf die Dauer entzogen bleiben. Unsere Bildung fordert Rechenschaft über alle Geisteserscheinungen der zeitgenössischen Welt, und diese Forderung geht aus dem Bewußtsein hervor, daß sie auf einem Stadium angelangt ist, in welchem sie ein Unrecht darauf hat, alle Geistesproductionen der Mitwelt theilnehmend mit zu erleben, d. h. sie nicht bloß kennen zu lernen und um ihren Inhalt zu wissen, sondern zugleich auch des sittlichen Gewinnes geistiger Arbeit theilhaft zu werden, welcher zunächst das eigentlich Ueberdauernde jeder Geisteserschöpfung ist. So sehr aber diese Einsicht ein wahrhaft universelles literarisches Interesse erst möglich macht, so ist gerade sie es wieder, welche vermöge ihres ethischen Gesichtspunktes die Norm der Beschränkung angibt, welche angesichts der ungeheueren Masse der gleichzeitigen Literaturen trotz der großen Ausbildung literarischer Vermittlungsorgane von nöthen ist, und sie bezeichnet um deswillen schon einen erheblichen Fortschritt in unserem Geistesleben, insoweit es in der Literatur Nahrung und Ausdruck hat. Denn im Gegensatz zu der verschwommenen und nervösen Empfindsamkeit, mit welcher vor einem Menschenalter noch das Interesse an der Weltliteratur gepflegt und genossen wurde, ist der Sinn der Aufnahme und Würdigung heute zwar nüchterner und spröder, aber auch desto reifer und selbstthätiger. Die Receptivität wird zu tüchtiger, ernster Arbeit, der es darauf ankommt, sich mit dem, was geboten wird, bestimmt und ein für alle Mal auseinanderzusetzen, ein persönliches Verhältniß dazu einzunehmen.

Dieses Ueberwiegen des Bewußtseins der Persönlichkeit in unfrem Ver-

halten zu den Dingen wie zu den Menschen gestaltet sich im geistigen und sittlichen Verkehr der Völker, wie er im Austausch der Literatur stattfindet, zum bestimmenden Wahlgeseß. Gleichwie die im Universum verbreiteten Lichtstrahlen nur dann und insoweit zu gestaltenden Zwecken in Wirkung treten, als sie sich in einem Brennpunkte sammeln lassen, welchen die Art des Gegenstandes bestimmt, auf welchen gewirkt werden soll, so werden auch nur diejenigen Geistesproductionen zu Factoren unserer eigenen, welche irgendwie in den sittlichen Kosmos unseres Lebens einschlagen. Das Andere bleibt liegen und kann, wenn überhaupt, dann erst auf Umwegen und durch Vermittlung an uns gelangen. Am deutlichsten und eigentlichsten müßte sich dies der Natur der Sache nach in unserem Verhalten zu derjenigen Wissenschaft zeigen, deren Gegenstand die Erforschung des Völkerlebens ist; aber gerade in der Würdigung der Geschichtschreibung anderer Völker begegnen wir bei uns in Deutschland einer eigenthümlichen Unsicherheit. Während unser Volk in Dingen der exacten Wissenschaften sich eines feinen Tactes rühmen darf, fehlt ihm nur zu oft der gesunde Instinct nach dieser Seite. Hier haftet ihm noch etwas an von der vermeintlich kosmopolitischen Tendenz, auf eigene Kosten gegen Andere gerecht sein zu wollen, welche leicht in die Gefahr verfällt, die eigene heimische Waare geringer zu achten als die fremde.

Symptome dieser Sucht gerade in der Richtung auf die historische Literatur lassen sich bis in unsere Tage her in Fülle aufzeigen. Es sei hier beispielsweise nur an den Enthusiasmus erinnert, mit welchem seiner Zeit die Goethebiographie von Lewes begrüßt wurde. Damals meinte unser Publicum, erst der englische Bearbeiter hätte uns den größten deutschen Dichter ganz verstehen und lieben gelehrt. Und hat man nicht Miene gemacht, daran zu glauben, Thomas Buckle, der geistreiche englische Materialist, von Arnold Ruge uns dargereicht, sei der „Vater der Geschichtsforschung“, die erst von seinem Werke über die Civilisation in England schüchtern ihre Candidatur zur Aufnahme in den Orden der Wissenschaften datiren könne? Solche Ueberschätzungen sind uns namentlich den Engländern gegenüber oft passiert, und nicht zufällig. Denn diese leicht entzündliche Bewunderung geht unbewußt hervor aus dem ungemessenen Respecte, mit welchem wir Deutschen die politische Entwicklung des Bruderstammes überm Meere betrachten. Und hierin ist ohne Zweifel der Grund dafür zu suchen, daß unserem Volke, welchem seine gesammte Geschichte das Zeugniß gibt, daß es historischen Sinn in eminentem Grade besitzt, und welches in Rücksicht auf die wissenschaftliche Geschichtsforschung unter den modernen Völkern die erste Stelle einnimmt, dennoch der praktische Tact in der Beurtheilung der historischen Literatur anderer Völker nur mangelhaft eigen ist. Denn dieser Tact — wir bezeichnen mit diesem Ausdrucke eben das instinctive Verhalten des Volkes im Großen — hängt aufs innigste zusammen mit der

Fühlung des Werthes der Volkspersönlichkeit, deren praktische Form das nationale Selbstbewußtsein ist. Dies erst vermittelt uns seiner Natur nach vor allem bei der Geschichtsliteratur die lebhafteste und stets gegenwärtige Empfindung des Schazes unserer eigenen Geistesthaten, und erst auf Grund des subjectiven Maßstabes, welchen sie uns an die Hand geben, finden wir den absoluten für die fremden Leistungen. Wo sie uns aber, wie dies bei der englischen Literatur ganz besonders der Fall ist, von einem Volke geboten werden, das wir in seinem nationalen und politischen Leben als Vorbild feiern, da pflegen wir uns mit einem Eifer, einer Empfänglichkeit hinzugeben, die, mit der rührenden Blindheit eines Gemüthsverhältnisses geschlagen, nicht nur die unbedeutendsten Dinge adelt, sondern auch die — natürlich im edlen Sinne — bornirtesten Anschauungen mit in den Kauf nimmt.

Ebenso entschieden aber wie diese Zuneigung, deren Ursache wir angedeutet haben, hat sich in unsrem literarischen Interesse die Kehrseite derselben herausgestellt. Es ist die slavische Literatur, welche dies zu allen Zeiten und besonders nachdrücklich und, daß wir es sagen, principiell in unsrer Gegenwart hat erfahren müssen. Unser officiellcs Verhalten gegen diese Literatur ist Gleichgiltigkeit, in allen sittlichen Verhältnissen die schlimmste Form. Fragen wir uns einmal ehrlich, woher dies kommt. Zunächst bieten sich uns gewichtige äußerliche Erklärungsgründe an. Die slavische — und specieller die wortführende böhmische Literatur liegt uns infolge ihres Idioms fern, welches das Bürgerrecht in der literarischen Welt zwar beharrlich anstrebt, aber dennoch außerhalb des Kreises von Sprachen geblieben ist und bleiben wird, welchen die gesteigerte und erweiterte Anforderung literarischer Kenntniß in unsrer Zeit gezogen hat. Den ersten Antrieb zur Aneignung einer fremden Sprache gibt — abgesehen von den privaten Interessen der Einzelnen — das Bedürfniß des Verkehrs von Volk mit Volk, der geistige und sittliche Umgang von Individualitäten, die einander anerkennen und bedürfen. Aber in diesem Sinne ist unser Umgang mit den Slaven auf ein Minimum beschränkt; ja streng genommen besteht er gar nicht; nur in Dingen, die keinen Antheil am Gemüthe im weitesten Sinne haben, eigentlich nur in Handel- und Güterleben verkehren wir mit ihnen. Und selbst hierin — geschweige denn im geistigen, literarischen Verkehre — haben wir uns gewöhnt, daß nicht wir sie, sondern sie uns aufsuchen. Zu dieser Stellung scheinen die slavischen Völker von der Natur selbst angewiesen, die ihnen das verhängnißvolle Geschenk ausgezeichnetcr Accommodationsfähigkeit in Sprache und Leben verliehen hat. Dieser Umstand berechtigt keineswegs ohne Weiteres zu dem Schlusse auf geistige Inferiorität. Es ist vielmehr zunächst nur ein allenthalben geltendes Naturgesetz, daß, wo Völker von verschiedenen Sprachstämmen einander nachbarlich begegnen, dasjenige Idiom den kürzeren zieht, welches das relativ minder entwickelte ist, d. h. dessen

Grenzboten III. 1863. 20

materieller, durch gleichsam vegetatives Wachsthum gewordener Bestand weniger angegriffen ist von dem freien geistigen Entwicklungsproceß. Dieser geht darauf aus, die Sprache zur leichteren Brauchbarkeit für die Zwecke des Geistes zuzubereiten. Zu dem Ende bereichert er das Lexikalische und besonders das Syntaktische auf Kosten des Grammatikalischen im engeren Sinne, welches jene Elemente ursprünglich überwiegt. Daher kommt es, daß jede relativ ältere, d. h. ausgelebtere Sprache, weil sie stets die materiell ärmere ist, von einer jüngeren, d. h. ihres ursprünglichen Lebens bewußteren Muttersprache aus leichter zu erlernen ist, als umgekehrt. In dieser Lage aber befinden sich die Slaven gegen uns Deutsche, wie wir Deutschen unsrerseits z. B. gegen die Romanen. Der Erfolg war bekanntermaßen, daß im Laufe der Jahrhunderte unser Idiom an der West- und Südgrenze fast ebenso zurückgewichen ist, wie es nach Ost und Südost an Terrain gewonnen hat; freilich mit dem sehr bedeutsamen Unterschiede, daß unsere Spracheroberungen zugleich in weit höherem Grade und in viel eingreifenderer Weise auch Cultursiege sind, als dies bei der Ausdehnung der romanischen Idiome über unsere Landesgrenzen her der Fall ist.

Aber neben dem praktischen, directen Umgange der Völker, bei welchem diese Gesetze herrschen, gibt es noch einen anderen, erhöhten und reineren, den Literaturverkehr, durch welchen noch klarer und eigentlicher — etwa so wie unter den einzelnen Menschen im brieflichen Austausch — sich kund gibt, was der Eine dem Andern gilt. In ihm bekommt auch die Weltstellung der Sprachen noch einen andern Sinn. Seit die französische Sprache um ihre Herrschaft in der europäischen Welt gekommen ist, hat weder der Italiener, noch der Franzose, noch sogar der Briten bei aller nationalen Ausschließlichkeit und trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche ihnen dabei bereitet sind, sich der Erlernung der deutschen Sprache enthalten können. Denn die Bekanntschaft mit der deutschen Literatur gehört bei den europäischen Völkern zu den Erfordernissen tüchtiger Bildung, und es ist eine überhandnehmende Einsicht, daß die Sprache ein integrierender Bestandtheil des Geistes der Literaturen ist.

Läßt sich nun von Seiten der slavischen Literatur aus ähnlichen Gründen die Forderung solchen Interesses an uns stellen, die wir durch die räumliche Nähe sowohl als durch die sprachliche Verwandtschaft dazu berufen wären, die Erzeugnisse des slavischen Geistes der Weltliteratur zu vermitteln? Wir fänden uns dabei keiner allzu umfangreichen Aufgabe gegenüber. Quantitativ steht die Production der slavischen Literaturen zu der unsrigen noch nicht einmal in dem umgekehrten Zahlenverhältnisse der Volksmassen, ja nicht einmal des Länderraumes, den sie einnehmen. Denn was die myrioglotte Monarchie Rußland und das polyglotte Kaiserthum Oestreich an literarischen Erzeugnissen in slavischem Idiom leisten, ist überaus gering. Das geht sehr natürlich zu. Es hat sich weder politisch noch literarisch ein slavisches

Gesamtleben entwickelt. Die einzelnen Stämme, seit langen Jahrhunderten von einander getrennt und je von anderen fremden beherrscht, haben es nicht einmal zu einer gemeinsamen Schriftsprache bringen können. Dazu kommt, daß Dank der politischen und geistigen Zucht, welche ihnen widerfahren ist, sich auch in den einzelnen Sprach- und Stammkreisen kein eigentliches literarisches Publicum gebildet hat, wenigstens nirgend in dem Sinne wie bei den übrigen Culturvölkern Europas. Denn auch wo es existirt, fehlt ihm ein Hauptstück der Gleichartigkeit mit jenen: es fehlt der Zusammenhang der Geistesentwicklung der verschiedenen Zeiten, oder doch das Bewußtsein derselben. Dies unterscheidet die Slaven von den meisten anderen Völkern, welche lange in nationaler Unfreiheit gestanden haben. Wir erinnern vergleichsweise nur an die Italiener. Mit diesen quantitativen Mängeln der Literaturthätigkeit aber stehen auch die qualitativen in Zusammenhang; sind doch schon jene von doppelter Natur, da ihre Ursachen eben den Kern des Volksgeistes berühren, und zwar eines Volksgeistes, der entschieden mehr receptiv als productiv angelegt ist.

Alle diese Eigenthümlichkeiten treten am umfassendsten und am deutlichsten an der böhmischen Literatur unserer Zeit hervor. Sie hat in der That einen höchst wundersamen Entwicklungsgang gehabt, den wir kurz andeuten müssen, um nicht ungebührlich oder voreilig über die Resultate zu urtheilen, die uns vorliegen. Erinnern wir uns zunächst, daß seit der Zeit, da Böhmen nach seiner zweiten großen Revolution gewaltsam in Oestreich hineinbegraben wurde, die Geschichte einer böhmischen Literatur leere Blätter sind. Nicht bloß die Nationalliteratur hörte gänzlich auf, sondern überhaupt jede allgemeine Beschäftigung mit den Wissenschaften. Das wenige echt böhmische Blut, welches nach den beispiellosen Verwüstungen, die des anderen Ferdinands „fromme Wuth“ anrichtete, im Vaterlande zurückblieb, ward sehr bald von der allgemeinen Fäulniß angesteckt, sodaß schon Paul Stransky ein Jahrzehend nach der Schlacht am weißen Berge den schrecklichen Verfall selbst der Muttersprache beschreibt. Der prager Index, welcher alle in dem Zeitraum von 1414—1635 entstandenen böhmischen Bücher a priori der Ketzerrei bezüchtigte und unbesehen der Vernichtung preisgab, hat mit aller Literatur in Böhmen in gleichem christlichen Sinne und in ebensolcher herodianischer Gründlichkeit ausgeräumt, wie seiner Zeit etwa mit dem heidnischen Gräuel Mexicos. Von einer Unzahl böhmischer Schriften aus einer großen Zeit der Nation besitzen wir nur die Todtenscheine nebst unfruchtbaren Klagen über ihren Untergang; jene aus dem Zeugnisse Solcher, die sich ihres Antheils an dem Morde rühmen; diese aus dem noch unverdächtigeren Munde Anderer, welche zwar mit dem Principe dieser Schandthat einverstanden sind, doch einige ehrenwerthe Bedenken über die Art und Weise seiner Ausübung empfinden. Zu diesen letzteren gehört der sehr achtbare Jesuit Valbin, dessen gelehrtes Interesse die späteren böhm-

mischen Forscher zu großem Danke verpflichtet hat. Denn inmitten der unglaublichen fanatischen Dummheit, mit welcher zu seiner Zeit und später in Böhmen gehaßt wurde, steht er als ein leuchtendes Beispiel edler Billigkeit und Theilnahme für die untergehenden Schätze da, von denen er manchen Nest gerettet hat. Bei Balbin erklärt es das überwiegend objective antiquarische Interesse, sowie die gelehrte Ordensbildung, daß er lateinisch schrieb; aber daß Pefina von Cechorod seine Arbeiten über die Geschichte Mährens böhmisch begann und lateinisch endigte, und daß fast alle vereinzelt literarischen Leistungen in böhmischer Sprache aus jener Zeit bis auf unsere Tage Manuscripte geblieben sind, zeigt deutlich, wie tief der landesväterliche kaiserlich-königliche Gedanke durchgegriffen hatte, die Böhmen möglichst zu entnationalisiren. In der That wechseln damals in allen gebildeten Kreisen die böhmische und deutsche Sprache ihre Rollen mit einer Schnelligkeit, die unbegreiflich wäre, wenn man vergäße, daß der eigentliche Grundstamm des Volkes, diejenigen, welche seine Traditionen wahrten und seine historischen Aufgaben zu erfüllen trachteten, getödtet, geächtet oder aus freiem Antrieb flüchtig waren. Das ist in ganz eigentlichem Wortverstande zu nehmen. Balbin selbst war es, der so weit ging, seine Bewunderung darüber auszusprechen, daß nach dem, was Böhmen durch die katholische Reaction und den dreißigjährigen Krieg erlebt habe, überhaupt noch Einwohner übrig geblieben wären. Allein war auch durch die Vertreibung der Katholiken und durch die Ersetzung bedeutender ständischer Elemente durch den neuen österreichischen Soldatenadel das Volk im Großen noch nicht ganz vernichtet, so war doch die Tödtung des nationalen Geistes völlig gelungen.

Es ist ein empörend widerwärtiges Schauspiel, wie ein Volksgeist in Folge gänzlicher Lähmung endlich sein selbst vergiftet und sich dergestalt untreu wird, daß er erst mit eingelerntem, dann aber mit wahrhaftigem Abscheu von seinen heiligen Erinnerungen sich abwendet und um seine höchsten Schätze betrügen läßt. Dieser Zustand sittlicher und geistiger Verödung, dem äußerlich die überhandnehmende Knechtung des Volkes und die Verrottung der wirthschaftlichen Dinge entsprechen, ist das Merkmal des böhmischen Lebens in der ganzen Periode vom dreißigjährigen Kriege bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Denn die, wenn gutgemeinten, so doch überaus matherzigen Versuche, welche in diesem Zeitraume zur Verbesserung oder wenigstens zur Erhaltung einer böhmischen Schriftsprache dadurch gemacht worden sind, daß hier und da die Grammatik in Erinnerung gebracht wurde, sind von äußerst geringem Werthe. Zur Fristung der Literatur als solcher war man auf das traurige Mittel angewiesen, durch Wiederholung des Druckes der übrig gebliebenen schlechten Bücher den Wenigen, deren Gaumen darnach stand, eine dürftige Nahrung zuzuführen. Die Literatur der Exulanten aber blieb, schon weil sie dissidentisch war, von der Wirkung im Vaterlande so gut wie gänzlich ausgeschlossen.

Unter diesen trostlosen Umständen ist es in der That zu bewundern, daß der Geist des Volkes nur überhaupt wieder zur literarischen Thätigkeit erwachen konnte. Das Wiederaufleben trifft zusammen mit den mütterlich wohlwollenden Anregungen Maria Theresias und den Anfängen der josefinischen Reformen. Es ist aber in seiner Weise bezeichnend für das widerspruchsvolle Wesen des Aufklärungsdespotismus in derjenigen Form, für welche Kaiser Josefs Name in gutem und in üblem Sinne typisch geworden ist. Diese Hast der Anticipation, mit welcher der Märtyrer unter den modernen Monarchen fast stets den Zweck, aber nicht die Mittel wollte, finden wir auch hier wieder. Die Vergleichung mit einer anderen, genialen Staatskunst läßt sich etwa so ausdrücken: beide wollen, daß die Völker selig werden; aber die eine läßt „jedem seine eigene Fagon“, die andere zwingt allen die eine auf. Ohne Wirkung bleibt auch sie nicht; aber diese Wirkung ist naturgemäß in der Regel das Gegentheil der Absicht. Die socialen und staatsökonomischen Reformen der josefinischen Aera gehen auch in Böhmen auf Hebung des Selbstgefühls und der Freiheit des geknechteten Standes aus, des nämlichen, aus welchem eine Erneuerung der verschwundenen Nationalität möglich schien und nach übereinstimmenden Naturerscheinungen des Völkerlebens auch möglich war; aber zu gleicher Zeit schließen die Unterrichtsgesetze diesen Stand von der Möglichkeit aus, sich durch tüchtige Geistesbildung mit den übrigen so höchst verschiedenartigen Elementen der Bevölkerung wieder zu verquicken und dadurch den rechten sittlichen Boden und den nothwendigen Antrieb der Weiterentwicklung zu erwerben. Denn zu diesem Ende war es unerläßlich, das Volk in der heimischen Sprache zu erziehen. Erst wenn sich für dasselbe durch gute Elementarbildung der Weg geebnet hätte, um zu höherem Unterricht fortzuschreiten, wäre das Hinderniß zu überwinden gewesen, welches darin lag, daß die fremde deutsche Sprache das gebotene Medium solcher Fortbildung war. Dagegen zeugt es von unglaublicher Naivität, wenn die Regierung es u. a. für nöthig fand, in einer Verordnung von 1783 die Schulcommissare ausdrücklich erst darauf anzuweisen, „die böhmische Sprache sich um so mehr zu eigen zu machen, als es beinahe keinen Kreis im Lande gibt, der diese Kenntniß an dem Kreiscommissare nicht foderte!“ Wo solche Anschauungen, wie sie sich in derartigen Documenten verrathen, zu Grunde lagen, konnte an eine wirklich fruchtbare Förderung des Volkes aus seinem Kerne heraus nicht gedacht werden. Ueberdies nahmen die socialen Conflictte, welche durch die Robotablösungsfrage verursacht wurden, die unteren Kreise des Volkes völlig in Anspruch, zumal da die Regierung, in den unangenehmen Streit mit den Ständen verwickelt, sehr bald nur nach Mitteln suchte, aus der Noth eine Tugend machen zu können, indem sie die josefinischen Ueberschwänglichkeiten allmählig abminderte und in den langwierigsten Erwägungen ersticke. Aber kein Anstoß, der tiefe und wichtige Interessen eines Volkes be-

trifft, und käme er auch noch so unvermittelt, bleibt ohne Wirkung auf den weiteren Umkreis seines Lebens. So auch hier. Das böhmische Volk war es lange nicht mehr gewohnt, der Gegenstand fördernder Sorge der Regierung zu sein. Es empfand sich als einen der Brachhacker der monströsen Monarchie, und selbst zu der Zeit, da auf seinen Gefilden mit ehernem Munde über das Schicksal seiner Herrscherdynastie disputirt wurde, hat es nur träge aufgelauscht, bis der Tag von Kollin die etwa erwachten Gedanken wieder verschleuchte; ein Verhalten, welches schwerwiegendes Zeugniß ablegt von der totalen Erlahmung. Aber die josefinischen Pläne bewegten doch den Nerv seiner Existenz, und mochte ihm auch in dem, was vor Allem noth that, noch so schlecht Wort gehalten werden, es ward doch seiner selbst wieder inne; es begann, wie ein aus dem Scheintode Erwachender, sich selbst verwundert zu betrachten. Wir wollen die edlen und tüchtigen Männer, wie u. a. Dobner, Pelzel, Dlabac und Prochazka waren, auf deren Wirksamkeit wir damit hindeuten, durch diesen Vergleich nicht in ihrem wohlverdienten Ruhme kränken. Er gilt zunächst auch nur dem Sinne literarischer Thätigkeit, in welchem zu jener Zeit die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften sich vorbereitete. In ihren Anfängen bemerken wir lediglich das Streben eines gutmüthigen und bienenfleißigen Dilettantismus, der, angeregt durch den Aufschwung der deutschen Geschichtsschreibung, durch Vereinigung sich zu stärken und zu heben strebt. Er lieferte zahlreiche Specialmonographien, zwar meist völlig unmethodisch, aber dafür eben mit dem liebevollen Kleineifer des Sammlers unternommen, der über dem Triebe nach materieller Vollständigkeit die systematischen Gesichtspunkte vergessend, sich im Einzelnen verliert. Da war es denn ein Glück, daß inmitten dieser engherzigen antiquarischen Betriebsamkeit ein Geist hervortrat, der mit lebenszündendem Blicke in die mannigfaltigen Studien, welche Böhmen zu ihrem Gegenstande hatten, eindrang und ihnen für immer die Wege vorzeichnete und eigenhändig bahnte. Wir meinen Dobrowsky, den man den böhmischen Grimm nennen darf. Die Thätigkeit fast aller der neuen böhmischen Gelehrten galt der vaterländischen Geschichte im weitesten Wortsinne, aber es fehlte ihnen namentlich für die Kritik der Quellen älterer Zeit, die allmählig zum Vorschein kamen, eine Haupthandhabe: es existirte keine Wissenschaft der böhmischen und überhaupt der slavischen Sprache. Sie begründet zu haben, ist das Verdienst Dobrowskys. In seinen Arbeiten hat die slavische Philologie eine Reihe von Meisterwerken erhalten, welche nicht bloß in ihren positiven wie in ihren negativen Resultaten von unschätzbarem Werthe sind, sondern auch deshalb, weil sie, selbst in ihren Irrthümern überaus lehrreich, den historischen Forschungen der Böhmen den großen Dienst geleistet haben, welchen die moderne Geschichtsforschung fast aller Literaturvölker der philologisch-linguistischen Wissenschaft zu danken hat: die Begründung strenger

methodischer Disciplin. Allerdings hatten vor ihm bereits Dobner und Belzel eine wissenschaftliche historische Kritik zu handhaben angefangen, aber obwohl Dobrowsky ein eigentlicher Historiker weder war noch sein wollte, ist nichts, destoweniger seine Wirksamkeit ungleich fruchtbarer und bedeutender. Er ist es, welcher auf lange Zeit hinaus den Historikern Böhmens die Probleme gestellt hat, und dabei zeichnet ihn jene große Bescheidenheit aus, die allen solchen grundlegenden Geistern eigen ist, da sie, über sich selbst gleichsam schon hinaussehend, den Früchten ihres Strebens nur einen relativen Werth beimessen. Mit ihm hebt diejenige Epoche der böhmischen Literatur an, in welcher sie vermöge ihrer Leistungen nicht nur das volle Anrecht auf unsere Theilnahme, sondern sogar einigen Anspruch auf einen Platz in der Weltliteratur gewinnt. Der große und schnelle Aufschwung, welcher, zusammenhängend mit der vaterländischen Alterthumsforschung, wie in Deutschland die Romantiker sie anregten, weist fast allenthalben Dobrowsky als Förderer und Lenker auf. An allen wissenschaftlichen Instituten, welche die ersten Jahrzehente unsres Jahrhunderts in Böhmen zeitigten, hat er seinen Antheil, und keines ist, das sich nicht seines Namens als ihres Auspiz bediente. Die Stiftung des böhmischen Museums, der Maticečeská und Alles, was von literarischen Unternehmungen damit in Verbindung steht, hing mittelbar oder unmittelbar von seinem führenden und berathenden Einflusse ab. Dennoch sollte sehr bald aus dieser auf das erfreulichste vervielfältigten und vertieften literarischen Thätigkeit ein Geist sich entwickeln, der wohl kaum seine Anerkennung gefunden hätte, ja dessen geradezu bedrohliche Eigenschaft er wohl erkannt und abgewehrt haben würde.

Fortes fortuna juvat ist auch in literarischen Dingen ein oft erprobtes Wort. Die Böhmen haben seine Wahrheit, aber mit ihr zugleich den Neid des allzugütigen Geschickes erfahren, und sie haben dargethan, daß sie denjenigen Gleichmuth nicht besitzen, der uns sterblichen Menschen bei weitem mehr in jäh beglückenden als in widerwärtigen Zufällen noth thut. Alle Welt weiß von der wunderbaren Findung jener altböhmischen Handschriften zu Königinhof, welche juist in dem Momente geschah, wo die Sehnsucht der Böhmen nach einer alten Beglaubigung ihres Volksthums am heißesten brannte. Es war, als hätte sie das Ziel ihrer Wünsche unbewußt selbst verwirklicht, und es hat bis in unsere Tage an Stimmen nicht gefehlt, welche bestrebt waren, in übelwollendem Sinne mit dieser Auffassung Ernst zu machen. Seit Goethe heimgegangen ist, dessen ästhetischer Antheil an den altböhmischen Gesängen der königinhofer Handschrift ein Talisman geworden war, brennt die Streitfrage über ihre Echtheit in einer Weise, die beider Theile nicht würdig ist. Denn obwohl gleich anfänglich von Seiten böhmischer Gelehrten, zu denen wieder Dobrowsky gehörte, auf Grund der enttäuschenden Erfahrungen, die an anderen vorgeblich aufgefundenen Ueberresten altböhmischer Sprachdenkmäler gemacht

worden waren, eifrig gewarnt wurde, überwog dennoch die Gläubigkeit und zwar in einem Sinne und um eines Umstandes willen, der allerdings darnach angethan war, die Geister zu verwirren. Von vorn herein nämlich wurde die Frage nicht als eine wissenschaftliche Controverse angesehen, sondern mit verblendender Leidenschaft discutirt. Jene Lieder — seien sie nun echt als den geschilderten Begebenheiten nahezu gleichzeitige oder etwas spätere Nachklänge, oder seien sie gefälscht — athmen einen Haß gegen die Deutschen, welcher in dem damaligen Böhmen einen zu entschiedenen Rückhalt fand, als daß man sich nicht jedes alten Documentes desselben mit Nachdruck hätte freuen und gern bedienen sollen. Niemand wird bei ruhiger Betrachtung läugnen, daß zum mindesten viele dieser königinhofer Gesänge in sprachlicher und geschichtlicher Rücksicht, sowie in Ansehung des Tones und der Stimmung, in welcher sie abgefaßt sind, sehr ernstliche Bedenken erwecken; aber gleichzeitig muß zugestanden werden, daß die Beweisführung derjenigen, welche bisher darum gestritten haben, nicht zureichend erscheint, die Frage völlig abzuschließen. Zu ihrem sichern Schaden ist sie neuerdings wieder in die Tagespresse hineingezogen worden, eine Arena, in welcher erfahrungsmäßig gerade die falschen Kategorien des Streites die Oberhand haben. Wie die Frage in Folge dessen und selbst nach den neuesten Erörterungen zwischen Büdinger und Palacky noch liegt, scheint ihr zunächst allein durch die unerbittliche linguistische Kritik beizukommen. Denn nur sie hat die Mittel in Händen, die Sache in exacter Objectivität anzugreifen und für alle anderweiten Kriterien die *conditio sine qua non* festzustellen. Seltsam genug für den Unbefangenen, aber wohl begreiflich ist für den, welcher in der Geschichte dieses Streites bewandert ist, daß die Parteien nicht längst auf eine Autorität in dieser Richtung provocirt haben, wie sie in dem Slavisten Miklošich vorhanden ist, der unsres Wissens sich bis jetzt noch nicht endgiltig und officiell darüber hat vernehmen lassen. So lange dies nicht geschieht, läßt sich den Gegnern gerade bei diesem Gegenstande nur jenes Wort von den feindlichen Brüdern zurufen, daß „dieses Haders Ursprung hinaufsteigt in unverständiger Kindheit frühe Zeit, und daß sein Alter es ist, was ihn entwaffnen sollte.“ Kein Mensch, der einigen Sinn hat für den Werth alter vaterländischer Sprachdenkmäler wird es den Böhmen verargen, daß sie mit möglichster Zähigkeit an ihnen festhalten; aber sie müßten den Streit schon um deswillen ohne Erhizung führen, — weil — wenn die vermeinte Fälschung sich erweist — sie selber ja von dem Fälscher am ärgsten genarrt sind, der ihnen dadurch einen historischen Anhalt für einen sittlichen Irrthum in die Hände geschmuggelt hätte, mit welchem die Zukunft ihres Volkes nach unsrer Meinung auf das engste zusammenhängt. (Schluß in nächster Nr.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. G. Elbert in Leipzig.